



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Italien und die römische Frage 1860 bis 1870

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Italien und die römische Frage

1860 bis 1870

Von Otto Kaemmel



reie Kirche im freien Staat, libera chiesa in libero stato, das waren die letzten Worte des sterbenden Cavour an seinen treuen Vater Jakob, der ihm die Sakramente gespendet hatte. An diesem Ideal hat er festgehalten, seitdem er selbständig dachte, mit dieser Zauberformel hoffte er die römische Frage zu lösen, nicht äußerlich, nicht mechanisch, nicht durch Gewalt, sondern innerlich, durch die Versöhnung des Papsttums mit dem freien nationalen Staate. Es ist weder ihm noch einem seiner kleineren Nachfolger gelungen, denn die Formel selbst ist unhaltbar. Kraft seiner Souveränität, die in seinem Wesen liegt, kann der Staat die Kirche als irdische Institution nicht von seiner Hoheit, dem *ius circa sacra*, befreien, weil es zwei Souveränitäten auf demselben Boden nebeneinander nicht geben kann, und die Souveränität der Kirche, wie sie noch heute der „politische Katholizismus,“ der Ultramontanismus grundsätzlich beansprucht, indem er die Freiheit nicht im Staate, sondern vom Staate fordert, würde die Souveränität des Staates aufheben, die Staatsgewalten der Kirche unterordnen.

Deshalb bezeichnet auch der im Dezember v. J. zu San Remo verstorbene Kunst- und Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus, einer der edelsten Verfechter des „religiösen Katholizismus,“ in seinem letzten Werke („Die Erhebung Italiens im neunzehnten Jahrhundert. Cavour“) den Grundsatz Cavour's als „nur zum Teil wahr und nur zum Teil durchführbar,“ insofern er nämlich „das Prinzip der Gewissensfreiheit“ enthalte, das die „Magna Charta der modernen Kultur und eines menschenwürdigen Daseins unsrer Völker darstellt.“ Vom Standpunkte des „religiösen Katholizismus“ aus ist offenbar die ganze Sammlung gedacht, von der dieser Band nur ein Teil ist: „Weltgeschichte in Charakterbildern,“ herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn (Mainz, Franz Kirchheim, 1902), und von der bisher außer ihm noch drei Teile in ganz vorzüglicher, auch hinsichtlich der Illustrationen durchaus anerkennenswerter Ausstattung erschienen sind (Indiens Kultur in der Blüte-

zeit des Buddhismus; König Asoka, von Edmund Hardy. Der Untergang der antiken Kultur; Augustin, von Georg Freiherrn von Hertling. Die Wiedergeburt Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert; der Große Kurfürst, von Martin Spahn). Ist das Ganze an sich schon ein erfreulicher Beweis dafür, daß unsre katholischen Landsleute ernsthaft an der Arbeit sind, die ihnen oft und nicht mit Unrecht vorgeworfne wissenschaftliche Inferiorität zu überwinden, so trifft das besonders bei F. X. Kraus zu. Seinen Standpunkt dem für einen Katholiken unleugbar schwierigen Stoffe gegenüber bestimmt er im Vorwort also: „Der Verfasser ist im Grunde seines Herzens ebenso strengroyalistisch als legitimistisch gesinnt. Aber er hat auch frühzeitig gelernt, die Dinge der Gegenwart nicht mehr durch das *l'œil de l'œuf* zu sehen, und wie sich die große Entwicklung Italiens und Deutschlands seiner Beobachtung darbot, hat er begriffen, daß die Zeit der alten Parteien vorüber ist, und daß der christlichen Gesellschaft nichts Schlimmeres begegnen konnte, als daß man es unternahm, sie an vergängliche Institutionen binden zu wollen.“ Er steht deshalb der italienischen Einheitsbewegung ganz unbefangen gegenüber, er verfolgt sie mit Sympathie als eine in den tiefsten Bedürfnissen des Volkes wurzelnde, also berechnete Entwicklung und zeichnet zunächst in den ersten vier Kapiteln das Wachstum der nationalen Idee und die dichte Schar hervorragender Männer, die sie seit 1815 vertraten, dann Cavour selbst und seine Wirksamkeit, ausgestattet mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug, von dem er in einem Anhang „Litteratur“ eine dankenswerte Übersicht giebt. Begreiflich, daß ihn vor allem das Verhältnis zu Rom interessiert.

Graf Cavour selbst war streng kirchlich erzogen worden, aber religiös gestimmt wurde er erst durch den Einfluß seiner protestantischen Verwandten in Genf und der französischen Philosophie. Seit 1839 lernte er dann in Paris die auf Veröhnung des alten Glaubens mit den modernen Ideen, namentlich des sozialen Fortschritts abzielenden Bestrebungen innerhalb des Katholizismus kennen, wie sie von Montalembert, Lacordaire, Ozanam, Coeur u. a. vertreten wurden. Besondern Einfluß auf ihn gewann der Abbé Coeur, der seinen Standpunkt mit den Worten gezeichnet hat: „Es ist Zeit, daß die Katholiken vorwärts, nicht rückwärts schauen. Wer nur rückwärts zu schauen versteht, wird ebenso wie Lots Gattin versteinern.“ Wie ernst Cavour's religiöse Gesinnung unter diesem Einfluß wurde, bezeugt das Abkommen, das er 1854 angesichts der Choleraepidemie in Turin mit dem Pater Jakob traf: er solle ihn nicht verlassen in seiner letzten Stunde. Aber Cavour's „religiöser Katholizismus“ wollte von dem „politischen Katholizismus“ allerdings nichts wissen; als irdische Institution sollte die Kirche ihr äußeres Leben unter die Gesetze des Staates beugen, deshalb trat er energisch für die Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit ein, die Piemont 1850 durchsetzte.

Andererseits lag ihm, dem überzeugungstreuen Liberalen, die Thorheit liberaler Kammermajoritäten fern, denen die „Freiheit von kirchlichem Druck gleichbedeutend erschien mit der Befugnis, nun ihrerseits die Kirche und das religiöse Leben niederzudrücken.“ Vielmehr war ihm besonders unter der Einwirkung der Schriften Edgar Quinet's und Alexis de Toquevilles das Ideal der „freien

Kirche im freien Staat“ aufgestiegen, wie es in Nordamerika und Belgien verwirklicht zu sein schien, und er vertrat diese Lehre zuerst in seiner Zeitung „Risorgimento“ 1847/48, wie sein Freund Amadeo Melegari zu gleicher Zeit die Aufhebung des weltlichen Papsttums (des *potere temporale*) verfolgte. Also wollte Cavour der Kirche, d. h. praktisch der römischen Kirche, in allen ihren innern Angelegenheiten die größte Freiheit gönnen, nur unter der Bedingung, daß sie nicht in Widerspruch mit den Staatsgesetzen träte. Ein wirkliches Aufsichtsrecht über die Kirche, ein *ius circa sacra* nahm er für den Staat nicht in Anspruch. Das *dominium temporale* des Papsttums aber, der Bestand des Kirchenstaats, galt ihm als eine historische Erscheinung, eine vergängliche Institution, die mit dem Wesen der Kirche nichts zu thun habe und ohne sie zu schädigen, wenn es die Zeitverhältnisse verlangten, aufgehoben werden könne.

Inwiefern sich dieses sein Ideal, die *libera chiesa in libero stato* verwirklichen lasse, das wurde für ihn eine schwere praktische Frage, als sich im Jahre 1860 Süddalien und die meisten Gebiete des Kirchenstaats mit Ausnahme des Patrimoniums Petri dem Königreich Italien angeschlossen hatten. Das Verhältnis war auf die Dauer schon deshalb unerträglich, weil eine französische Besatzung in Rom lag, und die stürmische Leidenschaft der nationalen Aktionspartei, die als eine selbständige Macht neben dem Königtum des Hauses Savoyen stand, Rom als die Hauptstadt des Nationalstaats verlangte. Um ihrer Agitation diese mächtige Waffe zu entwenden, wollte Cavour auf dem Wege der Unterhandlung den Papst zur Anerkennung der vollzogenen Umwälzungen und zum Verzicht auch auf den Rest seiner weltlichen Herrschaft bewegen. Der Zeitpunkt war nicht übel gewählt, denn Pius IX. schien durch die jüngsten Ereignisse sehr gebeugt und zu allem bereit. Napoleon III. aber begünstigte ein solches Abkommen, weil ihm ebensoviel daran lag, mit Rücksicht auf den französischen Klerus den Papst vor weitem erzwungenen Einbußen zu sichern als mit Italien in ein festes Verhältnis zu kommen, das nur möglich war, wenn er seine Truppen aus Rom zurückzog. So stellte Dr. Diomede Pantaleoni in Rom einen Entwurf als Grundlage der Verhandlungen auf, der im ersten Teile die Abtretung des Kirchenstaats und die künftige Stellung des Papsttums, im zweiten das Verhältnis der Kirche zum Staat im allgemeinen regeln sollte, und Cavour stimmte in den meisten Punkten zu oder machte nur gewisse Vorbehalte (veröffentlicht von Kraus im Anhang nach Pantaleoni, *L'idea italiana nella soppressione del potere temporale dei papi*, Turin, 1884). Danach soll der Papst auf die weltliche Herrschaft verzichten, aber alle Rechte eines Souveräns genießen, mit einem entsprechenden, steuerfreien Grundbesitz ausgestattet werden und die Gesamtheit dieser Bestimmungen in das Grundgesetz des Königreichs aufgenommen werden. Für die Stellung der Kirche soll der Grundsatz *libera chiesa in libero stato* feierlich anerkannt werden. Demgemäß sollen alle Josephinischen und Leopoldinischen Bestimmungen sowie die sogenannte *Monarchia secula* fallen und der Staat auf sein Placet und sein Inspektionsrecht verzichten. Der Papst hat also völlige Freiheit, in dogmatischen und disziplinellen Dingen sein Gesetzgebungsrecht und seine kirchliche Gerichtsbarkeit auszuüben sowie mit dem Klerus des Königreichs zu verkehren und Synoden

zu berufen. Zum Unterhalt des Klerus werden bestimmte Güter ausgesetzt. Der Staat verzichtet auf jede Nomination und Präsentation der Bischöfe, die vielmehr von Klerus und Volk gewählt und vom Papst bestätigt werden. Sie bleiben in ihren kanonischen Befugnissen frei von jeder Staatsaufsicht; ebenso hat der Klerus das freie Recht zu predigen und sich der Presse in kirchlichen Angelegenheiten zu bedienen, vorausgesetzt, daß er sich dabei innerhalb der staatlichen Gesetze hält. Dem Bischof steht das Recht der Zensur über den Religionsunterricht zu (der einzige Punkt, den Cavour in Bezug auf die weltlichen Bildungsanstalten rundweg zurückwies), dem Klerus das Recht, geistliche Schulen zu begründen. Die kirchlichen Korporationen und Vereine sind frei, doch hängt die Erteilung der juristischen Person vom Staate ab.

Auf Grund dieses Entwurfs arbeitete Pantaleoni im Auftrage Cavour's eine Denkschrift aus und legte sie am 13. Dezember 1860 dem Kardinal Santucci vor. Dieser unterbreitete sie am 18. Januar 1861 dem Papste mit der Erklärung, die weltliche Gewalt sei unhaltbar. Pius IX. schien bereit, sich in alles zu fügen, und wies ihn mit Kardinal Antonelli zu weiteren Verhandlungen an, weshalb Antonelli bat, ihn und Santucci von ihrem Eide auf Erhaltung des Kirchenstaats zu entbinden. Zu den weiteren Besprechungen wurde Pater Carlo Passaglia zugezogen, der zwar 1859 aus dem Jesuitenorden ausgetreten war, sich aber bei der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis 1854 durch orthodoxen Eifer hervorgethan hatte und Professor der Theologie an der Sapienza war. Er begab sich dann nach Turin und verhandelte hier mit Cavour und Minghetti. Auch von der andern Seite kam man ihm weit entgegen; Mignra schlug damals sogar vor, vom Papste keinen ausdrücklichen Verzicht auf die weltliche Herrschaft zu verlangen, sondern ihn nur zu bitten, daß er bei dem thatsächlichen Zustande „Beruhigung“ fasse (*semplice acquiescenza*). So schien alles im besten Zuge. Aber die gerade damals eingeleitete Einziehung der Klöster in Umbrien und in den Marken reizte den Papst und gab im Vatikan den zelanti, den Unversöhnlichen, das Übergewicht. Am 23. März mußte Passaglia in einem Briefe an Antonelli den Abbruch der Verhandlungen anzeigen. Er verließ Rom und nahm eine Professur für Moralphilosophie an der Universität Turin an; seine Schrift *Pro causa italica ad episcopos catholicos* wurde auf den Index gesetzt, Pantaleoni aber ohne Prozeß aus Rom verbannt.

Trotz dieses Scheiterns wagte es Cavour, nachdem am 17. März 1861 das Königreich Italien feierlich proklamiert worden war, das Parlament auf seine Politik zu verpflichten. In zwei mächtigen Reden am 25. und 27. März führte er aus: Rom muß die Hauptstadt Italiens werden, aber nicht durch Gewalt, sondern nur mit Zustimmung Frankreichs, der katholischen Welt und des Papstes, unter Sicherung seiner Unabhängigkeit und unter Wahrung des Prinzips *libera chiesa in libero stato*. Demgemäß beschloß das Parlament am 27. März 1861. Nun versuchte Cavour, in Paris den Abzug der Franzosen aus Rom gegen das Versprechen Italiens, Rom vor jedem Angriff zu schützen, zu erlangen und setzte wenigstens soviel durch, daß Napoleon III. am 5. Juni an Spanien und Oesterreich die Erklärung abgab, die Ordnung

in Rom könne nur mit Zustimmung der Römer und unter Mitwirkung Italiens hergestellt werden. Allerdings blieb Cavour's Programm nicht ohne scharfen Widerspruch auch italienischer Patrioten. Marchese Massimo d'Azeglio ließ im März seine geharnischte Flugschrift erscheinen: *Le questioni urgenti*. Die nominelle Souveränität des Papstes über Rom soll bestehen bleiben, mit allen Bürgschaften für seine geistliche Unabhängigkeit, die Stadt selbst eine freie Municipalverfassung erhalten und soweit wie möglich am italienischen Bürgerrecht teilnehmen, also eine italienische Stadt, aber nicht die politische Hauptstadt Italiens werden, zu der es sich nicht eignet. Doch die ungeheure Mehrheit der Nation wollte von solcher Halbheit nichts hören, *Roma capitale* blieb ihr Schlachtruf, auch als Cavour, viel zu früh für Italien, am 6. Juni 1861 verschieden war. Darin waren alle Parteien mit der Regierung einig. Nur die Wege zum Ziele waren verschieden. Denn soviel war klar: die römische Frage war keine italienische, sondern ebensogut eine europäische Frage, eine kirchliche zugleich und eine politische, eine Frage, in der der italienische Nationalgedanke mit der Idee der Weltkirche, die Souveränität des modernen Staats mit dem Souveränitätsanspruch der römischen Kirche und des Papsttums zusammenstießen und eine prinzipielle Entscheidung nicht möglich war und nicht möglich ist, nur ein *modus vivendi*. Das aber sahen nur die Regierung und die gemäßigten Parteien ein, sie hofften deshalb, ihr Ziel durch Verhandlungen mit Benützung der wechselnden Weltverhältnisse zu erreichen, die Aktionspartei dagegen durch einen raschen revolutionären Stoß auf Rom im Bunde mit der internationalen Demokratie. Daraus ergaben sich gelegentlich schwere Konflikte zwischen ihr und der königlichen Regierung, die jene ebensowenig gewähren lassen durfte wie gewaltsam zu unterdrücken vermochte.

Bettino Ricasoli, Cavour's nächster Nachfolger, betrat also wieder den Weg der Verhandlungen und richtete am 10. September 1861 einen langen Brief an den Papst, worin er ihm ungefähr das anbot, was ihm Cavour zu Anfang desselben Jahres angeboten hatte. Statt jeder Antwort wies die *Gazzetta di Roma* jede weitere Erörterung mit der in solchen Fällen der vatikanischen Presse geläufigen massiven Grobheit zurück, und auch der Vorschlag des neuen französischen Botschafters in Rom, des Marquis La Vallette, der Papst möge dem König für die annektierten Teile des Kirchenstaats den Titel eines päpstlichen Vikars verleihen, der König dagegen auf Rom verzichten und einen Teil der kirchenstaatlichen Schulden übernehmen, begegnete bei Antonelli schroffer Ablehnung. Darüber wurde Ricasolis Stellung unhaltbar, er trat schon am 2. März 1862 zurück und wurde durch den unzuverlässigen, stark von Frankreich abhängigen Urbano Rattazzi ersetzt. Aber als dieser natürlich die römische Frage auch nicht lösen konnte, und die in Rom zur Heiligsprechung der japanischen Märtyrer (im siebzehnten Jahrhundert) versammelten Bischöfe am 9. Juni 1862 den Papst aufforderten, seine weltliche Herrschaft unter allen Umständen zu behaupten, also den Gegensatz aufs schärfste betonten, da unternahm Garibaldi von Sizilien aus einen Vorstoß auf Rom, und königliche Truppen mußten ihm entgegentreten; sie überwältigten ihn am 29. August im dunkeln Bergwald des Aspromonte bei Reggio und nahmen ihn

gefangen. Damit war der erhoffte Abzug der Franzosen aus Rom auf unbestimmte Zeit vertagt, und Rattazzi fiel am 1. Dezember.

Glücklicher war der energische Marco Minghetti, der nach dem kranken Farini im März 1863 den Vorsitz des Ministeriums übernahm. Spoliert wie Napoleon III. damals war und besorgt über den glänzenden Erfolg der preussischen Politik gegen Dänemark, gewährte er am 15. September 1864 eine Konvention, die Italien verpflichtete, auf Rom nicht nur zu verzichten, sondern es auch vor jedem Angriff zu schützen, aber die Räumung Roms zugestand unter der Bedingung, daß die Hauptstadt des Königreichs von Turin wegverlegt, also eine den Anspruch auf die Roma capitale ausschließende fertige Thatsache geschaffen werde. Als der Ministerialbeschluss, Florenz zur Hauptstadt zu erheben, am 21. September in Turin bekannt wurde, kam es in der sonst so ruhigen Stadt unter dem Rufe *Roma e morte!* zu bedenklichen Unruhen, die nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnten, das Ministerium Minghetti aber, das sie nicht zu verhindern gewußt hatte, mußte am 24. September seine Entlassung nehmen, und die Regierung siedelte zu Anfang 1865 wirklich nach Florenz über.

Zunächst verschwand also die römische Frage von der Tagesordnung, und die Ereignisse des Jahres 1866, die trotz der Niederlagen bei Custoza und Lissa den Italienern Venetien brachten, lenkten die Aufmerksamkeit nach einer ganz andern Richtung. Aber unverrückbar stand ihnen das Ziel *Roma capitale* vor Augen, und seit dem Aufsteigen der deutschen Einheit bot sich die Aussicht, es mit Hilfe der europäischen Verwicklungen, des unvermeidlichen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich zu erreichen, mit oder gegen Frankreich, im Einvernehmen mit Deutschland oder durch Anschluß Italiens an das werdende französisch-österreichische Bündnis. Daß an einem solchen gearbeitet wurde, darüber bestand schon zu Anfang 1867 in Berlin nicht der mindeste Zweifel, und so schickte man im Mai dieses Jahres Theodor von Bernhardi, einen der schärfsten Beobachter und klügsten Diplomaten, die Bismarck jemals zur Verfügung gehabt hat, neben dem Gesandten von Usedom, dessen Berichte ihm ungenügend erschienen, unter dem Titel eines Militärbevollmächtigten nach Florenz. Denn hier hatte Preußen noch lebhaftes Sympathien von 1866 her, und hier war eine auserlesene politische Wetterwarte, um die Bemühungen für das deutschfeindliche Kriegsbündnis zu beobachten und möglichst zu durchkreuzen. Was Bernhardi hier von 1867 bis 1869 erlebt hat, das schildern seine Tagebuchblätter im achten Bande des großen Memoirenwerks (*Aus dem Leben Theodor von Bernhardis*. Achter Teil: Zwischen zwei Kriegen; Leipzig, S. Hirzel, 1901) mit wahrhaft photographischer Treue. Seine Verbindungen reichten einerseits bis in die höchsten Regionen des Hofes und der Diplomatie, andererseits bis tief in die Kreise der Aktionspartei hinein, deren unterirdische, keineswegs auf Italien beschränkte Arbeit aus diesen Aufzeichnungen mit überraschender Klarheit zu Tage tritt; eine fast unübersehbare Schar von Persönlichkeiten der verschiedensten Art und Stellung läßt er in scharfen Umrissen an dem Leser vorüberziehen, die verwickeltsten Verhältnisse durchschaut er mit sicherem Blick, und fast niemals täuscht er sich in seinen Erwartungen. Dabei

bleibt er immer der vornehme, allseitig gebildete Mann, der für Kunst, Geschichte und Natur des schönen Landes das lebendigste Interesse hegt und auch in dieser Beziehung reizvolle Schilderungen einfließt. So lieft sich der ganze Band, vielleicht der interessanteste der langen Reihe, wie ein spannender Roman.

Die Parteiverhältnisse in Florenz waren damals sehr eigentümlich. Den König umgab in erster Reihe die piemontesische und französisch gesinnte Conforteria, in zweiter die sogenannte Permanente, die ebenfalls aus Piemontesen bestand und wie die eigentliche Conforteria vor allem die Sonderinteressen Piemonts im Auge hatte, deshalb auch gegen die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz und für Rom als Hauptstadt gewesen war, weil sie dieses Ziel damals für unerreichbar und also Turin als Hauptstadt bis auf weiteres für gesichert hielt. Eine dritte Gruppe waren die landschaftlich organisierten Stellenjäger aus der Lombardei, Toskana und Neapel; allen diesen gegenüber stand die energische, leidenschaftliche nationale Aktionspartei unter Mazzini und Garibaldi, die wie die große Mehrheit aller Italiener überhaupt Frankreich und vor allem Napoleon III. tödlich haßte, dagegen zu Preußen neigte. Da thatächlich die Piemontesen regierten, den König umgaben und fast alle höheren Stellen im Heere inne hatten, so war der Anschluß an Frankreich das Nächstliegende, vorausgesetzt, daß auf diesem Wege Rom zu gewinnen war.

Der König selbst, begreiflicherweise sehr geneigt, über die Köpfe seiner wechselnden parlamentarischen Ministerien hinweg persönliche Politik zu treiben, hätte sich am liebsten eng an Frankreich gehalten und also eine friedliche Lösung der römischen Frage herbeigeführt. Schon am 8. November 1866 hatte er zu dem österreichischen General Karl Möring, der Venedig übergeben hatte, eben dort unter anderm geäußert: „Sagen Sie Ihrem Kaiser, daß ich weder Preußen noch Frankreich liebe. Venedig ermüdet mich und beutet mich aus, dieses reizt mich und mein Volk durch seine Protektormiene . . . sagen Sie ihm, daß ich mich mit meinen 400 000 bis 450 000 Mann gegen Preußen zur Verfügung stelle; gegen Frankreich, das würde schwer sein; ich würde es vorziehen, wenn wir beide uns mit diesem Lande verbündeten“ (Erinnerungen an Karl Möring, in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung 1902 Nr. 24). Später, 1867, unterhandelte er durch vertraute Agenten direkt mit Rom; er dachte damals sogar an einen absolutistischen Staatsstreich, um dadurch Rom zu versöhnen, weil damit das „atheistische“ Parlament und „die Freimaurer“ beseitigt würden, und die Hoffnung schien nicht unbegründet, daß sich die Kurie dann zu einer Verständigung herbeilassen werde; sein damaliger Ministerpräsident Ricasoli sprach von einem Protektorat oder Vikariat des Königs über Rom und von einer Zolleinigung und legte am 17. Januar 1867 der Deputiertenkammer ein Gesetz vor, das der Kirche volle Freiheit, ihre Angelegenheiten zu verwalten, verhiess, ihr ganzes Vermögen mit Abzug von 600 Millionen Franken als Preis für die schon eingezogenen Kirchengüter zurückgab und dem Papst die Souveränität zusicherte, falls er auf die weltliche Herrschaft verzichte. Das ablehnende Votum der Kammer ersparte dem Minister eine nochmalige Zurückweisung in Rom, erzwang aber auch seinen Rücktritt

(4. April), und wieder trat Rattazzi, ein Mitglied der Conforteria, an seine Stelle. Dieser brachte nun im August 1867, um den schweren finanziellen Verlegenheiten abzuweichen, ein Gesetz über die völlige Einziehung und den Verkauf der Kirchengüter, also eine Rom aufs äußerste reizende Maßregel durch; aber da jetzt alle Hoffnung auf eine friedliche Lösung geschwunden schien, so bahnte er auch, wie Bernhardi schon im April voraussah, einem neuen Angriff der Aktionspartei auf Rom den Weg, während er zugleich aus Ersparnisrücksichten durch Schwächung der Cadres und Aufhebung der Generalkommandos die Armee fast desorganisierte und Italien thatsächlich bündnisunfähig machte.

Wie sehr sich auch die Aktionspartei des engen Zusammenhangs der europäischen Dinge bewußt war, zeigen ihre Versuche, sich mit Bismarck in Verbindung zu setzen, in dem Augenblicke, wo die Salzburger Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. (18. bis 20. August 1867) das Einvernehmen zwischen Frankreich und Oesterreich offenbarte. Damals erhielt Bismarck einen vom 9. August datierten Brief Garibaldis mit der Bitte, er möge den beabsichtigten Angriff auf Rom unterstützen, denn nur, wenn Rom auf diese Weise italienisch werde, sei der Eintritt Italiens in das französisch-österreichische Kriegsbündnis zu vermeiden, für das Italien schon 100 000 Mann zugesagt habe. Auf Bismarcks Veranlassung hatte dann Bernhardi am 21. September eine geheime Zusammenkunft mit Garibaldi in einem Landhause bei Florenz vor der Porta romana, allerdings ohne positive Ergebnisse (vergleiche den Grenzbotenartikel in Nr. 26: Bismarck und Garibaldi), aber das Unternehmen war damals in voller Vorbereitung, und nur die Verhaftung Garibaldis in Asinalunga (an der Bahnlinie Siena-Chiusi), die Rattazzi aus Furcht vor Frankreich und gemäß der Septemberkonvention am 23. September verfügte, hinderte damals den Einbruch in den Kirchenstaat. Aber Garibaldi entkam wenig Wochen später von Caprera, wohin man ihn entlassen hatte, auf offenem Segelboot an die toskanische Küste, und nun wagte Rattazzi, der am 16. Oktober davon Nachricht hatte, nicht wieder gegen ihn vorzugehen; er meinte vielmehr durch stillschweigende Zulassung seines Unternehmens und des in Rom zugleich geplanten Aufstandes eine vollendete Thatsache schaffen zu können, die Frankreich schließlich anerkennen werde. Damit rechnend kam Garibaldi am 19. Oktober abends ganz offen nach Florenz. Als aber von Paris her die bestimmte Erklärung eintraf, Frankreich werde einen Angriff auf Rom nicht dulden, gab Rattazzi am Morgen des 20. seine Entlassung, und die größte Verwirrung trat ein, da General Cialdini kein Ministerium zustande brachte, und niemand wußte, was er thun sollte.

Diese Konfusion benützend kündigte Garibaldi auf die Nachricht vom Ausbruch des Aufstands in Rom am 22. einer großen Volksmenge vor Santa Maria Novella den Zug gegen Rom an und fuhr darauf am hellen lichten Tage mit Extrazug nach Perugia, um den Oberbefehl über seine Freischaren (etwa 8000 Mann) zu übernehmen. Am 23. überschritt er die römische Grenze, an demselben Tage, wo die römischen Freiwilligen bei Villa Glori unweit des Ponte Molle den päpstlichen Zuaven erlagen. Inzwischen aber übernahm auf das Drängen Frankreichs der klerikal und französisch gesinnte General Menabrea am

26. Oktober die Leitung des Ministeriums, in der Hoffnung, die unvermeidliche Intervention in Rom wenigstens gemeinsam mit Frankreich durchzuführen zu können. An demselben Tage lief das französische Geschwader aus Toulon aus, am 29. landeten die Truppen in Civitavecchia, am 30. gingen die Italiener über die Grenze vor. Aber eine brutale französische Note des Marquis de Moustier, die obendrein am 2. November in *Moniteur* veröffentlicht wurde, forderte drohend den sofortigen Rückzug der Italiener und brachte Menabrea in die peinlichste Lage. Am 3. November thaten die neuen Chassepots der Franzosen bei Mentana ihre ersten „Wunder“ an Garibaldis Rothemden, er wich hinter die Grenze zurück und ergab sich den königlichen Truppen.

(Schluß folgt)



## Das jüdische Hehlerrecht



ürzlich wurden in der dritten Nummer dieser Zeitschrift bei einer Besprechung des Scherer'schen Buches über das mittelalterliche Judenrecht alle die Vorrechte aufgeführt, deren sich die Juden zu erfreuen hatten. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat wieder einmal gezeigt, wie falsch es ist, wenn eine umfangreiche — übrigens durchaus nicht immer jüdische — historische Litteratur die Juden immer und immer wieder nur als die mißhandelten Opfer der engherzigen und grausamen europäisch-christlichen Kultur hinstellt. Gut gings den Juden gewiß nicht immer; sehr oft ging es ihnen herzlich schlecht. Aber schwere Zeiten sind keinem Volk erspart geblieben. So manche einst blühende Nation wurde vom Erdboden vertilgt; nur ihr Name ist auf uns gekommen. Die Juden haben alle Bedrückungen siegreich überstanden. Sie könnten stolz darauf sein; aber nur wenige sind's. Wer jüdische Geschichtschreiber zu studieren hat, der findet bis zum Überdruß Jammer und leidenschaftliche Klagen über längst verjährtes Unrecht. Ein eigentümliches Zeichen der Schwäche bei soviel Standhaftigkeit.

Es ist eine rückständige Geschichtsauffassung, die sich uns hier offenbart. Zu einem großen Teil ist sie aus dem Bestreben entsprungen, die Flecken des jüdischen Volkscharakters zu entschuldigen; aber darum ist sie nicht weniger rückständig. Der philosemitische Engländer G. S. Street hat das neulich in der *National Review* (1901, November) den Juden seines Landes vorgehalten, indem er auf die landläufige Behauptung, die Fehler der Juden fänden in den Judenverfolgungen ihren Grund, erwidert: „Das mag eine gute Erklärung sein; doch ist es eine ärmliche Entschuldigung. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind; und die Laster eines jeden ließen sich aus irgendwelchen Lebensschicksalen rechtfertigen, wenn wir diese nur immer wüßten.“ Und für das Leben